

Befreiung

Sein oder Nichtsein«, das war die schreckliche Frage, als die Alliierten im Konzentrationslager Belzen eintrafen. Am Leben zu sein oder nicht am Leben zu sein, was war besser? Ich war schon zu den Toten gerechnet und auf einen Haufen Leichen geworfen worden. Ich war gerade noch bei Bewusstsein, aber unfähig, mich zu rühren. Verschwommene Bilder huschten durch meinen Kopf, während ich dort lag. Die Kartoffel und das Feuer, das Lächeln auf dem wunderschönen Gesicht der SS-Frau, die endlosen Zugfahrten und die Gewaltmärsche, Aranka, Alex Petrushka, meine Eltern. Alles schwamm durcheinander wie eine bewegliche Bildmontage.

Die Alliierten Streitkräfte waren eingetroffen und wir waren frei! In meinem benommenen Zustand beobachtete ich, wie die Lagerinsassen das Lagerhaus stürmten, in dem die Nahrungsmittel aufbewahrt wurden, und das Gebäude plünderten. Für viele war es das Todesurteil. Nach monatelangem Hungern konnten ihre Mägen die Mengen nicht verkraften, die sie wie besessen in ihre ausgemergelten Körper stopften. Sie hatten die Gräueltaten ihrer Peiniger überlebt und brachten sich jetzt in ihrem Essenswahn selber um. Ei-

nem gut genährten, intelligenten Menschen sagt der gesunde Menschenverstand, dass einem ausgehungerten Körper nur nach und nach Nahrung zugeführt werden darf. Für einen Körper, der sich nach Essen verzehrt, bedeutet jede Art von Nahrung Leben – je mehr, desto besser. Tatsächlich aber brachte sie so vielen meiner Mithäftlinge den Tod. Als Nächstes hatten sie die Kleiderkammer gestürmt. Sie rissen ihre erbärmlichen, verlausten Lumpen herunter und tauschten sie mit den Sachen, die ihnen einst genommen worden waren. Gepflegte Unterwäsche, warme Kleider und Hosen, Mäntel und Pelze, alles wurde in Beschlag genommen. Innerhalb von Minuten hatte jeder Nerz, jeder Persianer, jeder andere Pelzmantel einen Besitzer gefunden. Aber das Schicksal kann so grausam sein. Indem sie berührten, was ihnen rechtmäßig gehörte, verloren sie die Chance, ihre eingelagerte Habe zurückzubekommen. Unsere Befreier beschlagnahmten alles. Typhus und Cholera grassierten im Lager und alles und jeder war von Flöhen und Läusen befallen. Die Alliierten hatten keine Wahl, sie mussten alles verbrennen, damit die Seuchen sich nicht weiterverbreiteten. Zuerst konnte das niemand verstehen. Wurde uns immer noch unser Eigentum verweigert? Noch einmal wurde jeder gezwungen, seine Kleider abzugeben. Es war logisch, doch Logik spielte in unserem Leben in Belsen keine Rolle.

Für die Deutschen war es das Ende; für einige der Insassen buchstäblich auch, denn die »Kapos« wurden von denen gelyncht, die sie so gnadenlos getreten und geschlagen hatten. Von den übrigen Lagerinsassen wa-

ren viele zu krank an Körper und Geist, um zu begreifen, was geschah; sie wussten nicht, dass der Tag der Befreiung da war.

Ich schwebte durch einen dichten Nebel. Meine Augen flackerten, während ich versuchte festzustellen, wo ich war. War ich tot? Ich glaubte es nicht. Ich bewegte meinen Kopf und versuchte, mich umzuschauen. Hörte ganz in der Nähe leise Stimmen in mehreren Sprachen. Ob ich träumte? Als meine Augen endlich scharf sehen konnten, sah ich Krankenschwestern und Ärzte und Betten mit sauberen weißen Laken. Der Raum war lang gestreckt, wie eine Baracke, und die Patienten in den Betten um mich herum sahen aus wie Skelette. Als ich meinen Kopf bewegte, kamen mehrere Ärzte und Krankenschwestern zu mir. Sie sprachen mich freundlich in mehreren Sprachen an, und als sie merkten, dass ich Deutsch und Englisch verstand, fingen sie an, Fragen zu stellen. In dem sauberen, frischen, bequemen Bett fielen mir die Ereignisse der letzten Tage wieder ein. Ich erinnerte mich an die Männer mit den weißen Armbinden, die Ankunft der Alliierten und den Sturm auf die Lagerhäuser. Aber was machte ich hier? Wer waren diese Leute, diese Ärzte und Krankenschwestern?

Plötzlich begriff ich. Ich wusste es. Sie wollten mich für irgendein unaussprechliches Experiment benutzen. Ich wurde hysterisch, schrie, dass ich lieber sterben wolle, dass ich kein Opfer ihrer schrecklichen Experimente werden würde. Irgendwie schafften sie es, mich zu beruhigen und zu überzeugen, dass ich in einem richtigen Krankenhaus betreut wurde, wo es keine

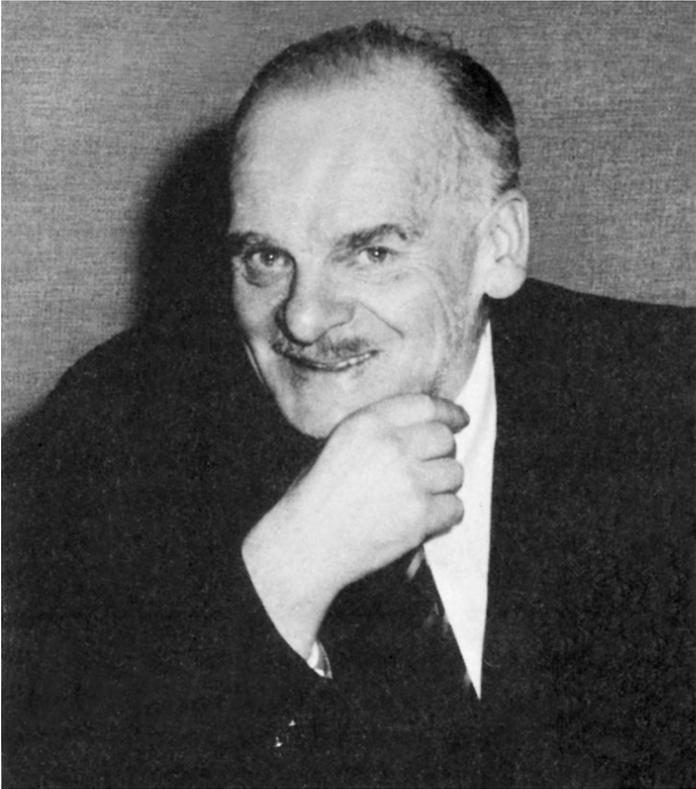
deutschen Wachen mehr gab. Schließlich begriff ich, dass ich in Sicherheit war.

Von überall auf der Welt kamen Ärzte und Schwestern, um den Opfern zu helfen, die die Hölle von Belzen überlebt hatten. Ich wurde gefragt, was geschehen war. Woher hatte ich meine Wunden? Wieso war meine Hand zerquetscht und verbrannt? Mir wurde erklärt, dass mein Bein in Gips gelegt worden sei, um es zu richten, aber dass ich später wahrscheinlich operiert werden müsse. Das Bein würde voller Narben sein und einen hässlichen Anblick bieten, aber ich würde bald wieder laufen können. Ich beantwortete, soweit ich konnte, alle Fragen und berichtete, was mit mir geschehen war. Als ich die übrigen leichenähnlichen Gestalten um mich herum sah, deren Rippen aus dem erbärmlichen papierartigen Fleisch herausragten und deren Gesichtshaut sich abschälte, wollte ich wissen, ob ich genauso aussah, und bat um einen Spiegel. Mir wurde gesagt, dass ich wegen des Typhusfiebers meine Haare verloren hätte, und sobald mein Haar nachgewachsen sei, einen Spiegel haben könnte, um mich selbst in Augenschein zu nehmen.

Langsam, allmählich brachten Fürsorge und Pflege meine Kräfte wieder zurück und ich machte Fortschritte. Möglicherweise ist ein jugendlicher Körper unverwüstlicher, so dass ich schneller genas als alle anderen und bald als »das Wunderkind« bekannt wurde – die jüngste Patientin in der ganzen Klinik. Jeder Besucher des Krankenhauses wurde zu mir geführt und wegen meiner Sprachkenntnisse konnte ich mich nützlich machen und dem Krankenhauspersonal bei seinen

Gesprächen mit Patienten und Besuchern dolmetschen. Ich wurde von allen verwöhnt und mit kleinen Geschenken überhäuft, mit Extrarationen und viel Aufmerksamkeit bedacht. Ich genoss die Freundlichkeit, aber ich begann mich zu fragen, wo meine geliebten Eltern und mein Bruder sein mochten. Waren sie noch am Leben und suchten mich, und würde ich sie je wieder sehen?

Eines Tages, als ich noch in der Klinik war, wurde ein bedeutender Besucher zu mir gebracht. Es war der Bürgermeister von Hannover – Major Tommy Chutter. Er kam öfter und tat alles, was er konnte, um denen zu helfen, die so abscheulich gelitten hatten. Jedes Mal sprach er auch mit mir, und eines Tages stellte er mir eine Frage, die für meine unmittelbare Zukunft außerordentlich entscheidend war – würde ich in eine Adoption durch ihn einwilligen? Ich bat ihn um Zeit, damit ich die Sache überdenken konnte. Am folgenden Tag kam Major Chutter mit einigen Freunden wieder, und ich entschied mich, seinen Vorschlag anzunehmen. Inzwischen war ich nicht mehr ansteckend und durfte das Krankenhaus verlassen. Mein Fuß war noch eingegipst, aber ich konnte damit laufen. Ich stellte nur eine Bedingung: Ich würde mich nicht von einem deutschen Arzt behandeln lassen. Die Erinnerungen waren noch zu lebendig und verständlicherweise empfand ich deutschen Medizinern gegenüber nur Misstrauen und Furcht. Es gab natürlich deutsche Ärzte und Krankenschwestern, die täglich Leben retteten und die Kranken gut versorgten, aber meine junge Seele war noch misstrauisch und ängstlich. Die einzigen Deutschen, denen ich getraut hätte, waren Nonnen. Mein Vater



Major T.S. Chutter, M.C.

hatte mir immer erzählt, dass man denjenigen trauen könne, die die Uniform Gottes trügen, ob sie nun Juden oder Nichtjuden seien. Jedenfalls wurde mein Wunsch respektiert und ich wurde nie von einem deutschen Arzt oder einer deutschen Krankenschwester behandelt. Noch lange Zeit machte mich sogar der Klang deutscher Stimmen nervös, auch als ich frei war und in Hannover lebte.

In der Obhut Major Chutters traf ich viele verschiedene Menschen; hohe Offiziere, Ärzte, Rote-Kreuz-Mitarbeiter, alle waren liebenswürdig und freundlich, so dass ich mich wohl fühlen konnte. Der Major tat sein Äußerstes, um all den Geretteten aus Bergen-Belsen zu helfen, die zu ihm kamen und um Arbeit und Hilfe baten. In meinem Fall, wahrscheinlich weil ich so jung war, waren seine Fürsorge und Aufmerksamkeit ganz besonders groß. Damit ich in seiner Obhut bleiben konnte, hatte mich der Major in die Arbeitslisten der örtlichen Hanomag-Fabrik eingetragen. Als ich kräftiger und beweglicher war, ging ich in die Fabrik, um meinen Teil an Arbeit zu leisten. Ich sollte feilen, aber da ich so etwas noch nie zuvor gemacht hatte, ließen die Ergebnisse meiner Bemühungen sehr zu wünschen übrig. Verzweifelt bat der verantwortliche Mann Major Chutter, mich zurückzunehmen. »Ich lasse ihren Namen auf der Liste«, sagte er, »aber bitte, tun Sie mir einen Gefallen und nehmen Sie sie wieder mit!« Also ging ich nach Hause.

»Zu Hause« war eine schöne Villa, in der ich mit ein paar anderen Mädchen wohnte, jede hatte ihr eigenes Zimmer. Eine Hand voll Offiziere wurde für uns abgestellt, um uns auszuführen, uns zu unterhalten und sich um unser Wohlbefinden zu kümmern. Ein Offizier namens Geoffrey Lesson nahm sich meiner an und sein Charme und seine Aufmerksamkeit waren in dieser Zeit physischer und geistiger Regeneration eine große Hilfe. Was muss ich für einen Anblick geboten haben! Ich glaube, dass er Mitleid mit diesem verwahrlosten Kind bekam, das ihm anvertraut wurde. Viel später erzählte er mir, wie ich in den ersten Tagen aus-

gesehen hatte, als mir niemand einen Spiegel geben wollte. Eine ausgemergelte, zerbrechliche kleine Gestalt, die Haut gelb und schuppig, mit einem Flaum von Haar, das gerade erst wieder zu sprießen begann. Das war Geoffreys erster Eindruck von mir!

Die Offiziere gingen mit uns schwimmen, in Konzerte, überallhin, wo wir uns an ein normales Leben gewöhnen und ein bisschen Freude haben konnten. Geoffrey schien mit mir mehr Zeit als mit den anderen Mädchen zu verbringen und ich wollte ihn nicht mehr missen. Ich betrachtete ihn als einen älteren Bruder und zwischen uns entstand eine besondere, bis heute währende Bindung.

Die Frau des Majors, Clover, kam eines Tages zu Besuch und ich wurde ihr vorgestellt. Wir sprachen über eine mögliche Adoption, und später schrieb sie mir die allerschönsten Briefe, in denen sie den Wunsch zum Ausdruck brachte, dass ich eines Tages ihre Adoptivtochter sein möge. Mich jedoch beschäftigte ununterbrochen die Frage, ob meine Eltern noch am Leben waren. Ich hatte das sichere Gefühl, dass dies der Fall war, und der Major tat alles in seinen Möglichkeiten Stehende, um sie aufzuspüren. Er benutzte die Militärpost, um Nachforschungen nach Simon und Sarika Lichtschein, geb. Kesztenbaum, anzustellen, aber die Nachrichtenverbindungen waren noch sehr langsam und unregelmäßig.

In diesen ersten Wochen nach der Befreiung schien die Zeit sehr schnell vorüberzugehen. Nach den elenden und gleichförmigen Monaten im Konzentrationslager war das Leben plötzlich wieder interessant und aufregend geworden. Nur in einem Punkt wurde ich

empfindlich und das war der Mangel an Kleidung. Die anderen Mädchen schienen immer etwas anderes zum Anziehen zu haben, während ich nur mein Segeltuchkleid hatte. Wieso, fragte ich mich, hatten sie so viele verschiedene Sachen? Schüchtern erwähnte ich dies Major Chutter gegenüber, der aber zu dem Zeitpunkt auch keine Erklärung wusste. Doch schon bald fanden wir es heraus. Offenbar hatten die Mädchen deutsche Schneider gefunden und konnten sich im Tausch gegen ihre Zigaretten- und Eipulverrationen neue Kleider nähen lassen. Ich hatte nie eine Zigarettenration bekommen – vielleicht hatten die Mädchen gedacht, ich sei zu jung, und hatten meine Ration für sich behalten. Das wurde jedoch bald geändert und eines Tages trieb der Major Vorhangstoff auf und brachte mich zu einem Schneider. »Kleines Mädchen«, sagte er, »hier hast du schönen Stoff. Lass dir ein paar Kleider daraus machen. Du bist ja sehr schmal, da braucht man nicht viel.« Also entwarf ich mein erstes Kleid. Ich wollte ein Trägermodell, damit ich darunter verschiedene Blusen tragen konnte. So wurde mein erstes Kleid aus dem Vorhangstoff genäht und ich bezahlte mit meinen Eipulver- und Zigarettenrationen.

In unserer Villa waren noch alle Möbel und alle Sachen der deutschen Eigentümer, einschließlich ihrer Kleidung. Ich hätte jederzeit etwas von ihren Sachen anziehen können, aber ich erinnerte mich an die Lektion meines Vaters, nie etwas zu nehmen, was mir nicht gehörte. Wir waren alle darauf hingewiesen worden, die Deutschen nicht hereinzulassen, wenn sie ihre Sachen holen wollten. Eines Tages, als ich allein und die ande-

ren Mädchen alle arbeiten waren, klopfte es an der Tür und ich machte auf. Vor mir stand ein älterer Mann mit angespanntem Gesichtsausdruck. Er sagte, das Haus gehöre ihm, und obwohl er wisse, dass er es nicht betreten dürfe, bat er mich, ihm ein paar Laken für seine Familie herauszugeben, weil er sich keine neuen leisten könne. Er wirkte ehrlich besorgt, und ich wusste nicht, was ich tun sollte. Meine Entscheidung war dann übereilt und dumm, aber ich sagte, er könne hereinkommen und sich seine Sachen herausuchen. Ich erzählte niemandem von diesem Vorfall und war danach immer etwas unruhig, wenn ich allein im Haus war. Er kam noch einmal, und wieder ließ ich ihn ein und sagte ihm, er könne nehmen, was er wolle. Vielleicht hätte ich nicht solches Mitleid mit ihm haben sollen. Denn nachdem die Soldaten abgezogen waren, wurden ihm sein Haus und seine Sachen zurückgegeben, im Gegensatz zu den Juden, deren Häuser geplündert und für immer konfisziert oder zerstört worden waren.

Trotz meiner neuen Kleider fühlte ich mich immer noch ein bisschen wie das hässliche Entlein. Wenn die anderen Mädchen zu einer Party gingen, blieb ich allein zu Hause. Zu den Menschen, bei denen ich mich immer willkommen fühlte, gehörte eine der Sekretärinnen des Majors. Sie war eine sehr attraktive Frau, die ihn überall bei seinen Amtsgeschäften begleitete. Beide wurden immer mit »rotem Teppich« empfangen, und ich war so oft wie möglich dabei, fuhr wie ein kleines Maskottchen in ihrem Jeep mit. Die Sekretärin war ein bisschen älter als ich und sehr liebenswürdig zu mir. Wir sind heute noch eng befreundet.